universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Stunden des Lebens

Trentini, Albert von

Berlin [u.a.], 1913

Johannes Heimkehr

urn:nbn:at:at-ubi:2-9707

Johannes Heimkehr.

„Wo ist Papa?“

„Im Hornewald unten.“

Im Hornewald, der die höchste Kuppe des Euseberberges zudeckte, einen Büchsenschuß vom Herrenhaus entfernt, fand die Kollaudierung der neuen Drahtseilbahn statt, mit der man in zwanzig Minuten aus dem heißen Sommerqualm der Stadt herauf in die Alpenluft fahren sollte. Im Hornewald stand die Endstation.

„Und Tilla?“

„Unten bei den Linden, mit Fraisi.“

„Und du . . . was tust du?“

„Ich will hinüber nach Föhrde, es sind Hühner drüben.“ —

Fritz ging. Und so war die Mutter allein. Aber sie war gerne allein. Erst blieb sie in ihrem Zimmer, trippelte da eine zeitlang unentschlossen herum und trat dann auf den Balkon hinaus. Sie lehnte sich über die Brüstung. Unten, am Sockel des Hauses, brandeten die Juniwiesen, die Seen von Margheriten, Schierling und Kampanulen. Weiter abwärts — denn vom Hause fiel der Euseberberg, links vom Hirschkopf, rechts vom Hornewald gezingelt, in steiler Flucht nach

dem tiefen Abgrund des Etschtals ab — brandeten, wie aus einer sonnüberschwärmten Straße heraus, die Weizenäcker, und ganz unten, wo des Euseberbergs Niedersturz in den blauen Sommerdunst hinausragte, schaukelten die neuen Lärchen im Mittagwind.

Ein Kuckuck rief aus dem Hirschkopfwald, ... Mutter zählte. „Eins, zwei, drei“ .... dann lächelte sie.

Die Gletscher der Ferne standen nordwestlich, in die glasklare Durchsichtigkeit des Himmels gebettet, mit glänzenden Kappen. Bogen an Bogen, nach rechts und links. Im Norden erst, wohin in lichter Freude die Dolomiten ihre Massen herüberstreckten, trat die schimmernde Gletscherkette zurück hinter den vermittelnden Grünländern der Almen, die sich trotzig vordrängten ... zwischen Morgen und Abend.

Mutter seufzte. Alle Täler redeten von seliger Sommerfreude, alle Wälder dufteten, alle Blumen predigten!

Da ... da stieg ein Geier in die Luft!

Mutter schaute mit ihrem alten Auge hinauf. Kreis um Kreis zog der silberne Flug, Spirale

um Spirale stieg das silbrige Vogelherz aufwärts.

Hatte Johannes als Bub nicht so gerne die Geier herabgeschossen?

Aus dem Hornewald brauste jetzt ein Summen und Kreisen. Rotweiße Wimpel rollten aus den höchsten Tannen. Die Bahn! . . .

Mutter ging leise in ihr Zimmer hinein, holte aus dem Sekretär die Mappe und die Hornbrille und das Porzellantintenzeug. Sie kam wieder auf den Balkon zurück, klappte das Tintenzeug auf, setzte sich nieder. Aber, die Feder in der Hand, schrieb sie doch nicht, starrte zweifelnd, furchtsam, — ach, so hoffnungslos zweifelnd hinaus in die grenzenlose Weite, die der flimmerige Junihimmel vergoldete.

In jeder Familie pflegt es ein „Kreuz" zu geben, war des alten Pfarrers steter Trost. „Sie müssen das dem Herrgott aufopfern", pflegte er hinzuzusetzen. „Sie haben ja einen rechtschaffenen Mann und drei andere . . . und: wohlgeratene! Kinder . . . und vor allem: es trifft Sie keine Schuld!"

Mutter lächelte wehmütig. Ja! Ja! Papa war ein lieber Herr, ein lebensfroher Herr, . .

und er, er hatte es wirklich „dem Herrgott geopfert!“ Er war damit fertig geworden! Und Tilla und Fraisi kamen bald an tüchtige Heiraten, und aus dem Fritz wurde vielleicht einmal etwas Besonderes! Aber . . .!

Mutter legte den schlohweißen Kopf auf die Arme. Nein, sie weinte nicht. Gewisse Äußerungen des Schmerzes verlernt das Alter. Aber weil Johannes gelogen und Wechsel gefälscht, weil ihn Papa deshalb verstoßen, weil sie ihm seit sieben vollen Jahren noch niemals ein Zeichen der Verzeihung zu schreiben gewagt hatte, weil sie tausendmal vor diesem Briefbogen gesessen hatte, zögernd, zweifelnd, stöhnend, knirschend gegen das Gebot Papas mit dem Gebot ihres Herzens . . . war er drum nimmer ihr Kind? . . . Er war trotzig gegangen. Hatte ihre Arme, die sich in verzweifelter Gebärde ihm entgegengebreitet hatten, damals nimmer gesehen, kein Wort der Reue, keine Bitte, keine Träne gehabt . . . und seither geschwiegen!

Lebte er noch?

Mutter stand auf. Sie wollte sich Ruhe machen. Sie wollte die vernünftige Tilla heraufrufen, oder den bedächtigen Fritz zurückhal-

ten, denn dann besiegte sie wieder die Schwäche. Wie immer!

Und ein Verbrecher war er ja wirklich! —

Aber sie tat das nicht. Sie durchrannte das Haus, schaute aus allen Fenstern. Überall nur die Stimme, die Predigt: er ist nicht da! Überall die ringende Mahnung des nimmer zu zähmenden Herzens: er ist dein Kind! Dein jüngstes Kind! . . . Und so kam sie zuletzt wieder auf den Altan zurück, lehnte sich von neuem über die Brüstung und sah wieder hinaus in die grenzenlose Weite.

Vielleicht eine Stunde lang. Bis sie plötzlich zusammenfuhr. „Mein kleiner, kleiner, lieber, böser Schlingel!“ sagte nämlich eine übermütig frohe Frauenstimme in der Wiese unten.

Gertrud Reink, die Förstersfrau, war es, die da ging. Ihr Hänsel, zweijährig, an der Hand.

„Wirst du noch einmal unartig sein mit Mama?“ Gertrud Reink stellte den kleinen Mann vor sich auf, beugte sich zu ihm nieder und schaute ihm mit erkünsteltem Ernst in die Augen.

„Ansi brav, Mama!“

„Ganz gewiß?“

„Ansi brav, Mama!“

„Du . . . und ganz gewiß?“

Der kleine Mann streckte lächelnd die Ärmchen nach ihr aus. „Ja . . . Mama!“

Und . . . hat er die Mama lieb?“ . . .

Mutter flog an den Tisch zurück und sank weinend in den Stuhl. Und während sie weinte, und während sie lachte, und während der kleine Hansi unten seine Mama umarmte und die Mama ihn fast totküßte, tauchte sie die Feder ein und schrieb wirklich!

* * *

Johannes erhielt diesen Brief am siebzehnten August. Am achtzehnten reiste er. Bis an die Küste des Meeres waren es fünf Tagereisen. Der Himmel strahlte die wildeste Sonne aus, der Staub der Steppenpfade drohte Kamel und Reiter zu ersticken. In den Herbergen vor den weißen Dörfern, die wie Schneehügel aus dem fahlen Sand in den Azur glänzten, war das Wasser stinkend, der Atem der sommergeschlagenen Menschen verpestet; keine Stunde Schlaf war in ihnen zu finden. Aber Johannes trieb die Tiere und die Begleiter an, unerbittlich, ungeduldig,

denn ganz vorne, aus dem unabsehbaren Sandmeer, tauchte die Kuppe eines Tannenwalds auf, grünsaftige Wiesen dehnten sich über Sättel und Talrunsen, Kirschbäume blühten über heimatlichen Bauerndächern!

Er tat diese Reise wie im Traum. Nur soviel war ihm bewußt, daß er es da unten nicht mehr ausgehalten hätte, keinen einzigen Tag mehr ausgehalten hätte, nachdem ihn die Mutter gerufen. In dem Brief, den er auf der Brust trug, stand nicht, daß er kommen sollte. Es stand nicht darin, daß im Haus auf dem Euseberberg die Verzeihung eingezogen war, daß er nimmer froh zu sein brauchte, da unten nach rastlosem Vagabundenleben, nach Verlotterung und Erstickung allen Heimwehs Arbeit gefunden zu haben, die ihm im Schweiß des Angesichts Brot gab, . . . und daß er nimmer dahin zurückkehren mußte.

Aber es stand darin: „Mein liebes Kind!“ Dreimal, viermal; und deshalb stand darin auch, daß die Mutter Sorge, Qual, Verhärtung und Verlassenheit dieses lieben Kindes sieben Jahre lang mitgelitten hatte . . . und deshalb war er auf und davon gegangen, einen Tag schon, nachdem dieser Brief gekommen war.

Eines Morgens lag dann das Meer vor ihm. Aber nun lief kein Schiff. Auf den Transportdampfer mußte er vier Tage warten. Und dies Warten war das Schwerste. Er saß stundenlang in der höllheißen Straße vor dem Kaffeehaus, trank, rauchte; mittendrin las er immer wieder den Brief. Und als das Schiff endlich ging, das Land entschwand, das er nun haßte, von dem er begriff, daß ihn nur würgende Not dort Fuß fassen gelassen hatte, sagte er, auf Deck sitzend, in die Unendlichkeit von Himmelblau und Wasserblau starrend, alle Worte des Briefes vor sich hin. Er konnte sich darin nicht genug tun. Er überdachte die sieben Jahre, es verursachte ihm Pein und Ekel, im Nichtstun alle kleinen und großen Ereignisse dieser sieben Jahre nachzuleben. Sonnige Heiterkeit schwamm mit dem Schiff. Die Morgenfrühen waren friedlich, fast kühl, die Beginne der Nächte traumhaft sanft in ihren Farben und in des Wassers Melodien. Er aber saß schweißbedeckt und von Grauen geschüttelt da, sah alle Verfehlungen und Niedergänge seiner Jugend zu sich kommen, auf ihn hinweisen, auf die unauslöschlichen Makel hinweisen, die er von ihnen trug, und diese Makel

gingen nimmermehr fort . . . er kam anders heim, als er geschieden war.

Aber es kam ihm vor, wenn er nur heimkehrte, um zu sterben, war es genug!

Sobald er den Boden Europas betreten, nahm dies traurig-hoffnungslose Gefühl ab. Jede Telegraphenstange brachte ihm scheuen Gruß, schüchternen Willkomm zu, jeder im Himmel schwebende Vogel redete Ermutigung. Und oft auf diesem dritten Teil der Reise brach in der totgegerbten Brust ein Schrei aus, freilich kein vernehmlicher, aber ein rasender Ruf ihres wiedererwachenden Lebens, der den Leib zittern und zucken ließ. Und in der Nacht, die die letzte war, bevor er die Grenze der Heimat erreichte, tat Johannes kein Auge zu . . . und als er die Grenze überschritt, weinte er.

Im gleichen Kupee reisten sieben Italiener. Die kamen aus Argentinien, hatten zwei Ziehharmoniken bei sich, sangen und rauchten. Die waren reich geworden. Und die sahen ihn spöttisch an. Sie sahen nämlich, wie ihn die Einfahrt in jede der bekannten Stationen fast sinnlos machte, wie ihn die Täler, Berge, Dörfer, die vorbeiflogen, gleichsam berührten, wie von

Stunde zu Stunde seine Haltung gieriger, sein Blick ungeduldiger wurde, . . . und wie er trotzdem immer weiter weinte. Aber Johannes weinte nicht aus Reue. Nicht etwa, weil ihm der strahlende Anblick der Heimat die Hoffnung schuf, das Alte abzustreifen, rein und unschuldig zu werden und ein neues Leben mit Frohmut und Kraft zu beginnen, weinte er. Sondern er weinte, jetzt erst erschüttert, jetzt erst niedergebeugt, von der rastlosen Hammerarbeit der sieben Jahre, von ihrer Dürre und ihrem Dunkel, und von der markauspressenden Einsamkeit ihrer Tage und Nächte. Und hatte darum, je näher er der Heimat kam, keine Furcht mehr vor dem, der ihn verstoßen, keine Sehnsucht nach Vergebung, keinen Wunsch nach den Leckerbissen und Ehren des verlorenen Sohnes, — aber immer quälender die zitternde Begierde nach der Rast am Herzen der Mutter! Nur die!

* * *

Diese Begierde trieb ihn, als er um zwei Uhr mittags in der Stadt ankam, ohne weiteren Aufenthalt aus der Stadt hinaus. Er rannte.

Er rannte, den Blick immer nach dem Berg gerichtet, der das Euseberhaus hoch oben trug, die Straße hinaus, die am Flußufer an den Fuß des Berges führte. Er hatte die Brücke zu passieren. Es wäre eine Unzahl von Erinnerungen bereit gewesen, sich von diesem altbekannten Weg, auf dem jedes Haus und jeder Baum Kinder- und Jugendzeit grüßte, auf ihn zu stürzen. Er aber ließ es nicht zu. In heißem Schritt malte er sich vor, wie er nun den Berg hinaufeilen würde, keuchenden Atems, wie er über die letzten Wiesen zum Haus hinanstrebte, dann eintrat, dann an Mutters Tür klopfte, dann . . .

Das Herz raste ihm.

Da, jenseits der Brücke, trug eine Mauer ein großes Plakat. „Drahtseilschwebebahn nach St. Euseb. 1440 m über dem Meer. Fahrzeit 21 Minuten." . . . Johannes stoppte. War das wahr? In einundzwanzig Minuten?

Er setzte sich auf die Flußmauer. Also in einundzwanzig Minuten im Hornewald! . . Aber das konnte nicht wahr sein!

„Sie," . . . ein Bauer kam vorbei, . . . „geht die Bahn wirklich?"

Der Bauer blieb bedächtig stehen, nahm die Pfeife aus dem Mund und nickte, ohne zu antworten.

„Und der Bahnhof, . . wo ist denn der Bahnhof?“

Der Bauer deutete mit der Pfeife nach einem rotbedachten Haus hinauf, das ein Stück ober dem Uferweg stand und wahrhaftig wie ein Bahnhof aussah, und ging weiter.

Nun rannte Johannes. Es waren nur fünf Minuten. Er wußte es nicht, daß sein verstörtes Gesicht lächelte. Aber, als er in den Bahnhof eintrat, lächelte es wirklich. Und wirklich, da, auf dem offenen Platz, von dem man aus die Hälfte der schnurgeraden und turmsteilen Seiltrace überblickte, knapp unter dem surrenden Lauf des Seils, stand der Stationsvorstand und schaute wichtig und geschäftig aufwärts. Und aus dem Guckkasten der Wand, in der das Seil einlief, lugten die Maschinisten, und über einem Bretterverschlag stand „Kassa“, und ein Dutzend wartende Touristen, auf den Bänken rundum sitzend, waren auch da.

„Wann geht der nächste Waggon?“ fragte Johannes.

Der Stationsvorstand blickte zuerst ihn an, dann den Kutscher eines großen, schwarzen Wagens, der vor der Kassa wartete; dann blickte er aufwärts. Oben, am Seil, etwa vierhundert Meter über dem Perron, kam ein Waggon langsam abwärts. „In zehn Minuten," sagte er nun, „sobald der Waggon dort oben da ist."

„Ah, dieser Waggon kommt herab?"

„Ja, dieser Waggon kommt herab!" . . .

Johannes setzte sich auf einen Stuhl mitten in den Perron. Auch die Touristen stellten sich nun so, daß sie ständig den Waggon, der langsam abwärts schwebte, im Gesicht behielten. Und auch vier oder fünf Beamte, die fast wie Bankdiener aussahen, nahmen den Waggon aufs Korn. Das alles bemerkte Johannes nicht. Er war müde, todmüde, und trotzdem fiebrig erregt. Bald sah er hinauf in den Kastanienwald, durch den die Trace lief, dann hinüber, ostwärts, nach Ranigl, dann rechts nach dem Westenberg, und immer, obwohl je und je von fröstelndem Schauer gerüttelt, lächelte er, und so, wie Verzweifelte ein Gebet hundertmal in der Sekunde wiederholen, dachte er die nämliche Vorstellung hundertmal in der Sekunde durch: in zehn Mi-

nuten fahre ich schon, immer höher, immer höher geht's, dann kommt der Larinwald, dann der Holzapfelwald, dann der Hornewald, . . und dann springe ich die Wiesen hinauf, ins Haus hinein, poche an Mutters Tür . . .

„Fahren Sie mit dem Wagen etwas weiter hinab!" sagte der Stationsvorstand jetzt zum Kutscher.

Die Touristen schwiegen, blickten einander an, blickten auf die Bankdiener, die den Wagen abwärts schoben. Einer sagte dann: „Gerade sehr einnehmend ist es eigentlich nicht, eine solche Begegnung zu haben; bevor man das Leben riskiert, da hinauf!"

Und drei von ihnen standen nun kurzwegs auf, lächelten blöd und verließen den Perron.

„Aha," sagte der Stationsvorstand, „denen war's peinlich."

Der Waggon war nun schon ganz deutlich erkennbar. Er schwebte langsam abwärts und wurde stets größer. Vorne hingen Blumenkränze, Tannenreisig und Alpenrosen weit über die Unterkante herab, und irgendwo drinnen, . . denn man sah durch die ausgehängten Fenster ganz gut in das Innere hinein, . . brannte ein

Licht. Und etwas Schwarzes war drinnen, etwas, was, wenn die Sonne daraufschien, glitzerte, dann wieder tiefdunkel wurde, und als der Waggon noch tiefer sank . . er hing keine dreißig Meter mehr über dem Perron, . . gewahrte man hinter diesem schwarzen Etwas einige Gesichter, und auch um diese Gesichter war alles schwarz.

„Anstellen!“ sagte der Stationsvorstand laut; und gleich darauf sagte er leise zu Johannes und den anderen Fremden: „Vielleicht gehen die Herrschaften, wenn's Ihnen angenehm ist, unterdes in den Wartesaal hinein. In fünf Minuten ist alles vorbei. Wir hängen auch einen anderen Waggon ein.“

„Was ist denn los?“ fragte Johannes verwundert, während die Fremden wahrhaftig abzogen, und die Diener sich unterm Seil aufstellten, denn eine Glocke läutete jetzt.

„Eine Leiche kommt,“ antwortete der Stationsvorstand.

„Eine . . . Leiche?“ Johannes blickte ihn dumm an.

„Da,“ . . . der Stationsvorstand machte eine Armbewegung nach den Dienern und nach dem

Waggon hin, der über den letzten Durchgangspfeiler lief, . . . „Sie sehen ja!“

Johannes war aufgestanden. Er hatte den Waggon nun knapp vor sich, etwa auf zehn Meter. Also eine Leiche! Freilich! Jetzt verstand er! Das Schwarze, die Blumen, das Licht, ... die schweigenden Fremden, und die „Konkordia“-Leute! . . . Vielleicht war die Försterin gestorben! Oder der Doktor! Oder . . . der Pfarrer. Oder . . war das Gesicht da drin, . . . war dies Gesicht . . . etwa seines Vaters Gesicht?

Wie ein Kreisel drehte er sich um und griff dem Stationsvorstand in den Leib. „Sie . . . . ist das vielleicht . . . ist das vielleicht . . .“

Der Stationsvorstand schrie ihn zornig an. „Die Frau von St. Euseb oben ist's!“ Zum Maschinisten zurück: „Bremse! Halt!“

Johannes stand wie ein Stein. Aus dem verschwingenden Waggon stieg ein junger Mann, schwarz, ein Mädchen, schwarz, noch ein Mädchen, schwarz, die Diener liefen herzu, wollten in den Waggon hinein, der Stationsvorstand salutierte, denn jetzt stieg noch ein alter Mann aus, auch schwarz . . . da gellte ein Schrei. „Vater . . . !“

Wie vom Blitz getroffen erstarrten sie alle.

„Vater!“

Und nun sah der alte Herr seinen Sohn!

„Vater . . ist es . . die Mutter?“

Die schwarzen Mädchen, totenbleich, der schwarze Bruder, totenbleich, scharten sich entsetzt, abwehrend, fast wild, fast tierisch um den totenbleichen alten Mann.

„Vater . . ist's die Mutter?“

Die schwarze Gruppe verstrickte sich wie im Krampf, löste sich wie im Wahnsinn wieder auf, ihre Mienen schrien und besänftigten zugleich, . . da stand der Sarg auf der Erde.

„Vater . . .“ Johannes stand ihm, an allen Gliedern schlotternd, vor dem weißen Bart . . . „Vater?“ . . .

„Ja!“ sagte nun der alte Mann. —

Und da, kaum, daß der Zitternde dies „Ja“ gehört hatte, geschah das Schreckliche: er warf sich wie mit Riesenkräften, wie ein Riese so wild über den Sarg, hieb die Diener nieder, schaffte sich alle, die wehren, schreien und schlagen wollten, vom Leib, packte den Sarg mit wundertätigen Armen, hob ihn, preßte ihn an sich, trug ihn an ihnen vorbei, vor ihnen her,

abwärtslaufend, immer tiefer niederlaufend, rasend, so daß ihn niemand einholen konnte, und bald auch niemand mehr einholen wollte, und stand endlich, mit hochrotem Kopf, der vom schwarzen Sarg seltsam abstach, am Ufer des Flusses. Ein fluchender Schrei fuhr aus den starr in die Halde Gebannten, der ganze Berg schien zu schreien, um Hilfe, . . in diesem Augenblick stürzten Sarg und Sohn klatschend in die reißenden Wellen des Flusses.

* * *

Noch eine Stunde später, noch zwei, noch drei Stunden später standen vier schwarze Menschen oben auf dem Ufer des Flusses. Schwiegen, glotzten bewegungslos hinab, in die reißende Flut, durch deren Gischt und Strudel kein Auge zu dringen vermochte, und noch bei Einbruch der Nacht standen sie so. — Als, noch später, in der Stadt drüben die Lichter aufglühten, kam ein Mann herbeigesprengt, stieß die Starren in wilde Erwartung auseinander und sagte: „Die Fischer von St. Jakob haben sie vorübertreiben gesehen, . . unten in der Au! Aber es war nichts zu machen . . . er hat sie nämlich im Arm!“